

ter mit. Als die Kirche Israel verliess, nahm sie dessen Schätze mit. Ein grosser Schatz ist das Alte Testament in seiner Fülle.

K. H. Schelkle, Tübingen

WOLFGANG HARNISCH (Hrsg.): Gleichnisse Jesu, Positionen der Auslegung von Adolf Jülicher bis zur Formgeschichte (Wege der Forschung, 366). Darmstadt 1982. Wissenschaftliche Buchgesellschaft. 457 Seiten.

Dieses Buch¹ erweist sich bei fortschreitender Lektüre als recht neuzeitlich hermeneutisch orientiert. Wie es sich geziemt, eröffnet ein sonst kaum zugänglicher Artikel Adolf Jülicher den Band. Jülicher lässt zunächst die Evangelisten »das den Gleichnissen gemeinsame Grundmoment in ihrer bildlichen, metaphorischen Eigenart« erkennen, verwirft aber bald diese Erkenntnis als unhistorisch; beim Gleichnis handle es sich vielmehr um einen »erweiterten Vergleich«, im Fall der Stücke in Lk 15–19 »haargenau« um Fabeln. Johannes Weiss' Bewunderung für die Tragfähigkeit von Jülicher »musterhafte(r) Methode« hindert ihn freilich nicht daran, in einzelnen Fragen anders zu denken; das betrifft nicht zuletzt die Einleitungsformel der Gleichnisse: Weiss will von diesen Formeln ganz absehen. Mit seinen energischen Hinweisen auf die rabbinische Literatur hat sich Paul Fiebig bleibende Verdienste erworben. Allerdings sind bei Fiebig Widersprüche gegen Jülicher und Übereinstimmung mit ihm ineinander verschränkt – wohl aufgrund einer gemeinsamen allgemeinen Bildungstradition; Eberhard Jüngel widmet Fiebig in seiner umsichtigen und höchst informativen »Problematik der Gleichnisse Jesu« eine ausführliche Anmerkung (S. 291 ff.). Es ist daher zu begrüssen, dass Fiebig in diesem Band zweimal zu Worte kommt, auch wenn wir heute Fiebigs Anfänge noch ganz erheblich zu erweitern und zu vertiefen haben. Jesus, die Apostel und die Evangelisten (so Fiebig, S. 76 dieses Buches) waren Semiten und sprachen und dachten anders als Griechen oder Lateiner; das habe Jülicher zu wenig bedacht. Die Radikalität seines Kampfes gegen alle allegorisierenden Momente wäre durch die am Einzelnen und Konkreten haftende jüdische Denkweise gemildert worden. »Die inhaltliche Originalität der Gleichnisse Jesu liegt darin, dass 1. viele Gleichnisse Jesu eschatologisch-messianischen Charakter haben, was bei der Richtung des rabbinischen Denkens völlig zurücktritt; 2. darin, dass Jesu Denken nicht in *dem* Masse wie das Denken der Rabbinen der Schriftauslegung dient; 3. darin, dass bei Jesus die grossen religiösen Themata und Grundgedanken wesentlich mehr in den Vordergrund treten als in den rabbinischen Gleichnissen« (S. 78). Das am Einzelnen und Konkreten Haften des jüdischen Denkens ist auch verantwortlich für die »Inkonzinnität in dem Anfang vieler Gleichnisse Jesu« (S. 80). Jülicher hat sich zu wenig vergegenwärtigt, dass es »bei vielen Gleichnissen psychologisch sehr naheliegt, von einzelnen Metaphern auszugehen . . ., und dann ergeben sich sehr leicht Mischformen zwischen reinen, ausgeklügelten Allegorien und reinen Gleichnissen. Jülicher perhorresziert Mischformen« (S. 81).

Für Denis Buzy (1916) sind die Gleichnisse der Evangelien »eine Zwischengattung zwischen der Geschichtserzählung und der einfachen Fiktion« (S. 85). Letztlich sei das Gleichnis nichts anderes als ein entwickelter Vergleich, dessen Hauptlehre sich aus dem augenfälligen Grundzug der Erzählung und aus dem Kontext ergebe. Aufgrund des Studiums rabbinischer Gleichnisse kommt Buzy zum Schluss, dass Undeutlichkeit der Analogie zwischen den beiden Gleichnisgliedern (Bild- und Sachhälfte) durchaus möglich und keineswegs ein Indiz der Unechtheit ist. Die

literarischen Details tragen – im Gegensatz zu den parabolischen und allegorischen bzw. metaphorischen – zur Deutung nichts bei. Metapher und Allegorie setzt Buzy einander gleich; alle besonderen Züge eines Gleichnisses seien »parabolische Elemente«. Iver K. Madsen sucht »einen ungebrochenen psychologischen Zusammenhang durch die ganze Parabel hindurch, teils durch die Berührungsassoziationen, teils durch die Ähnlichkeitsassoziationsformen« (S. 109), kann aber m. E. nicht ganz überzeugen, weil die eigentlich philologische Grundlage der Gleichnisforschung doch zu wenig zur Geltung kommt. Ähnlich wie Buzy, aber nun mit der Berücksichtigung Bultmannscher Begriffe, geht C. H. Dodd an die Auslegung der Gleichnisse heran. Zugrunde legt er den Begriff der »Metapher bzw. des Vergleichs« und deren Ausgestaltung zu einer Erzählung (S. 121). Er stellt fest, dass es in allen Schichten der Evangelien Gleichnisse mit Anwendungen neben solchen ohne Anwendungen gegeben hat (S. 132 f.). Jülicher's Methode müsse ergänzt werden »durch einen ernsthaften Versuch, die Gleichnisse auf ihren besonderen »Sitz« innerhalb der Krise zu beziehen, die Jesu Wirken hervorrief« (S. 135 f.).

Einen eindringlichen Forschungsbericht bietet Eberhard Jüngel, »Die Problematik der Gleichnisrede Jesu«. Zunächst legt Jüngel dar, wie Jülicher nicht nur Aristoteles' Rhetorik, sondern ebenso sehr seiner Logik und Ontologie verpflichtet ist. Den Konsequenzen von Jülicher's Auffassung stellt Jüngel seine Bedenken gegenüber (S. 290 f.); für Jüngel gehorchen die Gleichnisse Jesu einer anderen Gesetzmässigkeit als der aristotelischen Satzlogik. Im weiteren entdeckt Jüngel einige »glückliche Inkonsistenzen Jülicher's« (S. 298 f.), die für die Revision seiner Anschauungen von Bedeutung sind. Vor allem aber wirft Jüngel Jülicher vor, den eschatologischen Charakter der Gleichnisse Jesu ex radice verkannt zu haben (S. 299). Bultmann, der »mit seinem Ansatz sachlich in der Nähe Jülicher's bleibt«, geht bei seiner formgeschichtlichen Analyse vom »unliterarischen Charakter des Überlieferungstoffes« aus, so dass es unerheblich ist, ob die Tradition mündlich oder schriftlich sei (S. 300). Die »eschatologische Stimmung« ist wohl ein Echtheitskriterium, hilft aber nicht dem Verständnis der Gleichnisse als solcher (S. 304). Ein Entmythologisierungsprogramm verfolgt auch C. H. Dodd in seinem Buch über die Gleichnisse vom Reich Gottes. Aus der von Albert Schweitzer geforderten konsequenten Eschatologie wird nun aber eine »realized eschatology«, deren begriffliche Widersprüchlichkeit von Jüngel scharf herausgestellt wird. Die Suche nach dem »Sitz im Leben Jesu« führt dann dazu, dass die Gleichnisse »zu biographischen Illustrationen des eschatologischen Wirkens Jesu« werden. Dodds einseitigen Basileia-Begriff samt der daraus folgenden »Verkürzung der Eschatologie« (S. 317) hat Joachim Jeremias abgelehnt. Statt nach dem »Sitz im Leben« zu fragen, sucht er für jedes Gleichnis dessen »bestimmten historischen Ort« in Jesu Leben (S. 317 f.). Letztlich aber sind die Gleichnisse »christologische Selbstzeugnisse des historischen Jesus«. Ernst Lohmeyer und Ernst Fuchs haben nun die Aufgabe erkannt, das Wie der eschatologischen Bestimmung der Gleichnisse mit dem Verständnis ihrer Sprachform zusammenzubringen. Lohmeyers wichtiger Aufsatz »Vom Sinn der Gleichnisse Jesu« ist abgedruckt. »Fragen der literarischen Form« (eschatologisches oder paradigmatisches Gleichnis) »drängen zu denen des sachlichen Gehaltes« (S. 322). Wenn Gleichnisse nicht »mögliche Mittel der Überzeugung« sind, sondern »eine notwendige Form des Da-Seins der Sache, von der der Hörer überzeugt werden soll«, so ergibt sich, dass die »Sprachform der Gleichnisse in dem, *was* sie zur Sprache bringen«, begründet ist

¹ s. o. S. 124. (Anm. d. Red. d. FrRu)